

MICHAELA KASTEL

**WORÜBER  
WIR  
SCHWEIGEN**

THRILLER

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Judy Davidson/Arcangel Images,  
[shutterstock.com/Artem Avetisyan](https://www.shutterstock.com/Artem-Avetisyan)

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Dr. Marion Heister

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2019

ISBN 978-3-7408-0643-9

Thriller

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Dieser Roman wurde vermittelt durch die  
Literaturagentur Lesen & Hören, Berlin.

Für meine Mutter

## NINA

Ich habe nicht immer an Schlaflosigkeit gelitten. Früher konnte ich schlummern wie ein Baby. Das war vor dem Unfall, als irgendwie alles einfacher war. Dann kam dieser Zug, und zack – nichts war mehr, wie es war. Seit ich weniger schlafe, habe ich ungemein viel Zeit. Vor ein paar Monaten habe ich wieder angefangen zu trainieren. Anfangs, um die Stunden totzuschlagen, mittlerweile aus purem Ehrgeiz. Aus dem Schlafzimmer habe ich einen Gymnastikraum gemacht, und wo vorher das Bett stand, hängt nun ein Sandsack von der Decke. An der Wand befindet sich eine Sprossenwand, in den Ecken ein Laufband und diverse Hanteln in den verschiedensten Ausführungen. Selbst meinen Kleiderschrank habe ich aus dem Zimmer geschafft und stattdessen im Wohnzimmer untergebracht, um Platz zu sparen. Falls ich schlafe, dann auf der Couch.

Ich bin stärker geworden. Und geschickter. Ich glaube, ich könnte jemanden mit meinen bloßen Händen töten.

Manchmal stelle ich mir vor, wie es wohl wäre. Jemanden umzubringen, meine ich.

Ich weiß, wen ich umbringen würde. Ich weiß es ganz genau.

*Oktober 2019*

Der Frühnebel hängt zwischen den Bäumen, macht die Luft kalt und schwer. Ich sehe Mels Gesicht hinter den dünnen Vorhängen. Sie beobachtet mich, wie ich aus dem Wagen steige und auf das Gartentor mit dem

Wetterhahn zugehe. Das hat sie immer gern gemacht. Als wir Kinder waren und auch später, im Gymnasium. Immer sah sie aus dem Fenster und wartete auf mich.

Eigentlich wollte ich nicht so früh hier sein. Die Fahrt ging schneller als gedacht. Ich hätte die Bundesstraße nehmen oder unterwegs eine Pause einlegen können, doch herumzutrödeln ist nicht meine Art. Unterwegs habe ich darüber nachgedacht, was ich alles zu ihr sagen könnte. Wir hätten das hier früher machen können, klar. Haben wir aber nicht. Es ist auch nicht so, als hätte ich nichts zu tun gehabt. Das Leben lebt sich nicht von allein. Vor allem, wenn man kaum noch schläft.

Vielleicht sollte ich damit beginnen – ihr meine dreitausend Probleme berichten. Angefangen mit der Blechbox hinten im Kofferraum. Wenn sie wüsste, was da drin ist, würde sie der Schlag treffen. Schon okay. Ich habe mich selbst noch nicht ganz an den Gedanken gewöhnt. So eine Blechbox hat auch nicht jeder. War verdammt schwer, das Ding aufzutreiben. Aber wenn man genauer darüber nachdenkt, war es das überhaupt nicht. Alles lässt sich von irgendwoher besorgen. Man braucht nur die richtigen Kontakte. Manchmal habe ich Lust, auf etwas zu schießen. Ich träume regelmäßig davon, in den wenigen Stunden, die ich schlafe, ich halte eine Waffe in der Hand und knalle irgendwelche Leute ab. Leider läuft immer irgendetwas schief. Das Ding ist nicht geladen, oder die Leute wollen einfach nicht sterben. Für mich ist dieser Aspekt der wahre Alptraum: dass ich sie töten will und es nicht und nicht funktioniert.

Ich betrete den Garten und folge dem schmalen Weg aus Pflastersteinen, der mir um einiges länger erscheint, als ich ihn in Erinnerung habe. Der Pool ist mit einer Plane abgedeckt, und ein paar leere Tulpenbeete verlaufen am Zaun. Das kahle Rosengestrüpp an der Hausmauer erinnert an Äderchen unter einer fahlen,

kränklichen Haut. Dieses Haus kam mir schon früher ein bisschen krank vor. So klein und alt zwischen all den schönen Neubauten, irgendwie abgestorben.

Mel mochte es. Sie sagte oft, sie fühle sich wie im Märchen in diesem Haus. Das war immer ihr größtes Problem: sich Luftschlösser zu bauen, während die anderen ihr Leben voranbrachten. Aber sie liebte ihre Luftschlösser, dort oben, auf Wolke Nummer soundso. Sie hatte stets einen Platz für mich reserviert. Auf verrückte Weise war Mels Phantasiewelt das größte Fleckchen Heimat, das ich hatte.

Ich umrunde die Pfützen zwischen den Pflastersteinen, damit meine Schuhe nicht schmutzig werden. Das Laub auf dem Rasen ist feucht. Letzte Nacht hat es die ganze Zeit geregnet. Es tropft vom Dachfirst und von den Ästen des Nussbaumes, der unter Mels Zimmerfenster steht. Wie oft sind wir daran hinuntergeklettert, um uns heimlich auf eine Party zu schleichen. Mels Mutter war sehr streng. Mich konnte sie nie leiden. Ich frage mich, ob sie immer noch diesen gewöhnlichen Kurzhaarschnitt trägt, der sie schon vor zwanzig Jahren wie eine Großmutter aussehen ließ.

Unter dem Vordach nehme ich einen tiefen Atemzug. Mels Gesicht im Fenster ist verschwunden. Die Tür wird geöffnet, und Gerda steht lächelnd vor mir. Keine Kurzhaarfrisur mehr. Sie trägt nun Pferdeschwanz, streng und ländlich sieht sie aber immer noch aus. Sie mustert mich eingehend, während ich artig die Schuhe vor der Haustür ausziehe und die Jacke an den Haken neben dem Spiegel im Vorzimmer hänge. Wir reichen uns die Hand.

»Du siehst gut aus«, sagt sie und schließt die Tür.  
»Hattest du eine gute Fahrt?«

»Ja, danke.«

»Du bist ein bisschen zu früh.«

»Es gab fast keinen Verkehr.«

»Aha.«

Verstohlen schaue ich mich um; blicke in dieses vertraute Stückchen Vergangenheit, das sich wie eine lichtscheue Blüte vor mir entfaltet. Derselbe alte Schrank unter dem Spiegel. Derselbe dunkelblaue Teppich, auf dem ich vor zwanzig Jahren Eistee verschüttet habe. Gerda war so sauer. Bis heute denkt sie wahrscheinlich, ich hätte es mit Absicht gemacht. Ob sie mittlerweile von dem Hamster im Garten weiß? Armer kleiner Sigi. Mel wollte ihn nicht so nahe am Haus begraben, aber was hätten wir tun sollen? Neben dem Wellensittich hat er es bestimmt sehr gemütlich. Ein richtiger kleiner Friedhof ist das dahinten. Ich wette, Gerda hat keine Ahnung.

»Melanie, kommst du bitte? Nina ist da!«

Ich verkrampfe mich, als sich Schritte aus dem Wohnzimmer nähern. Gerda berührt meinen Arm, während sie mir warnend zumurmelt: »Sie ist heute etwas durcheinander. Dass du kommst, ist sehr aufregend für sie.«

Die Schritte hören auf. Mels Kopf lugt um die Ecke. Ich erinnere mich an ihr Gesicht, wie es früher ausgesehen hat, und muss erstaunt feststellen, dass die letzten zwölf Jahre sie kaum verändert haben. Sie sieht immer noch aus wie ein kleines Mädchen, Stupsnase, hüftlanges Haar und diese großen braunen Puppenaugen, die mich anstarren, als wäre ich ein Geist. Irgendwie bin ich das wohl auch. Ein Geist aus der Vergangenheit.

Vorsichtig kommt sie auf mich zu. Sie trägt Jeans und einen dicken, viel zu großen Pullover, in dem ihr Oberkörper fast verschwindet. Mir fällt ein, dass ihr als Kind immer kalt war. Deswegen haben wir meistens im selben Bett geschlafen, wenn sie bei mir übernachtet hat. Ihr war immer, immer kalt.

»Hey, Mel«, sage ich. »Komm her, lass dich drücken.«

Ich lege meine Arme um sie, und sie drückt sich kurz und zögernd an mich. Sie fühlt sich schwach und zerbrechlich an, und sie kommt mir kleiner vor als früher. Geschrunpft wie eine Pflanze, der man zu wenig Zuwendung gegeben hat.

»Du bist wirklich da«, sagt sie.

»Natürlich bin ich da. Oder dachtest du, ich lass dich noch mal zwölf Jahre warten?«

»Wollen wir ins Wohnzimmer gehen?«

»Gern.«

Ich folge ihr zur Couch und nehme mit etwas Abstand neben ihr Platz. Gerda ist mir dicht auf den Fersen. Sie hat ein Tablett mit drei Teetassen dabei, das sie mit äußerster Vorsicht auf dem Wohnzimmertisch abstellt. Ein Untersetzer landet vor meiner Nase, bevor ich nach einer der Tassen greifen kann.

»Und wie geht es dir?«, frage ich und komme mir saublöd dabei vor. Zwölf Jahre ohne Kontakt, und mir fällt nichts Besseres ein als das?

»Gut.« Mel stülpt die Ärmel des Pullovers über ihre Hände und umklammert die Tasse auf ihrem Schoß.

»Ich freue mich, dass du da bist.«

»Ich mich auch. Ich habe dir was mitgebracht.« Ich hole die Packung belgische Schokolade aus meiner Tasche und lege sie zwischen uns auf den Tisch. »Ich hoffe, du stehst immer noch auf dieses Zeug. Früher haben wir uns fast ausschließlich davon ernährt, weißt du noch?«

Sie nickt lächelnd, schenkt der Packung aber keine Beachtung. Jetzt, bei besserem Licht, fällt mir nun doch eine Veränderung auf: Ihre Haut ist nicht mehr so rein wie früher. Lauter kleine Pickel und Rötungen, selbst am Hals. Sie bemerkt, dass ich sie mustere, und fährt sich mit den umgestülpten Ärmeln über die Wangen.

»Das machen die Medikamente«, erklärt sie. »Meine Haut ist eine Katastrophe.«

»Du siehst gut aus.«

»Ja, klar. Verglichen mit dir sehe ich aus wie ein Zombie.«

Sie lacht, ich nicht. Ihr Selbstmitleid ging mir schon immer auf die Nerven.

»Hast du Tobi schon besucht?«, fragt sie.

»Nein. Bin ja gerade erst angekommen.«

»Wenn du willst, können wir ihn anrufen. Vielleicht mag er schnell rüberkommen ...«

»Nein, schon gut. Ich werde ihn später besuchen. Jetzt sind erst mal wir dran, meinst du nicht?«

»Stimmt.«

Und plötzlich strahlt sie. Sie strahlt so sehr, dass dieser trübe, kalte Morgen auf Anhieb einen Deut heller wirkt. Sie mag nie gertenschlank gewesen sein, perfekte Zähne oder Schlagfertigkeit gehabt haben, aber dieses Strahlen hatte sie uns allen voraus. Mit diesem Strahlen hat sie Dominik verzaubert. Bis zum Schluss konnte ich nicht begreifen, was er an ihr fand, dabei ist es so sonnenklar, wenn man sie lachen sieht.

Mel stellt die Tasse auf den Tisch und steht auf.

»Kannst du dich noch an meine Polly-Pocket-Sammlung erinnern?«

»Sag bloß, du hast sie noch?«

»Mama, wo sind meine ganzen Polly Pockets?«

»Ich glaube, die habe ich auf den Dachboden geräumt.«

»Ach Mama, warum?«

»Tut mir leid. Ich wusste nicht, dass die Damen zuallererst mit Kinderspielzeug spielen wollen.«

»Komm, gehen wir sie suchen!«, ruft Mel und zerrt mich von der Couch hoch. Ihre Hände sind kalt, wie früher, und ihr Griff ist wie ein Schraubstock. Sie lässt mich nicht los.

Gemeinsam laufen wir die Treppe hoch, durch den

Flur und hoch auf den Dachboden, wo wir im Sommer oft Übernachtungspartys und später heimliche Saufgelage gefeiert haben. Nichts hat sich hier oben verändert. Selbst die Luft scheint noch dieselbe zu sein, dieselbe staubige, abgestandene Luft seit gefühlt hundert Jahren. Vollgesogen mit Zigarettenrauch, Gras-Mief und geflüsterten Geheimnissen. Mel räumt überdreht Kisten aus dem großen, alten IKEA-Regal, während ich ans Fenster gehe und einen Blick nach draußen werfe.

Der Himmel ist eine graue, schwere Platte, die die Luft zunehmend gegen den Erdboden drückt. So entsteht das Gefühl, als würde alles ein Stück versinken. Schrumpfen, wie Mel über die Jahre geschrumpft ist. Im leichten Wind bewegen sich die Äste des Nussbaumes, doch was dahinter liegt, kann man im nassen Dunst nicht erkennen.

»Wohnt Tobi noch bei seinen Eltern?«, frage ich.

»Ja sicher. Ich glaube, das will er auch so beibehalten, solange er studiert.«

»Wann hast du ihn das letzte Mal gesehen?«

»Weiß nicht ... wir haben nicht so viel Kontakt.« Sie findet eine BIPA-Plastiktasche und leert sie stolz vor sich auf dem Boden aus. »Da staunst du, was? Sie sind alle noch da. Da, sogar das fette Märchenschloss! Das war das coolste von allen.«

»Vielleicht gehe ich ihn morgen oder übermorgen besuchen. Hast du seine Nummer?«

Mel ist damit beschäftigt, all die bunten Polly Pockets zu sortieren und der Reihe nach aufzumachen. Als ich sie so anschau, fühle ich mich wie in der Zeit zurückgeschleudert, zurück in dieses entfernte, kaum noch vorstellbare *Davor*. Wie alt waren wir, als wir mit diesen Dingen gespielt haben? Acht, neun? Wir kannten Dominik noch nicht. Er war einfach noch nicht da. Auch jetzt ist er nicht da, und all dieses *Davor* fühlt sich auf einmal sinnlos an.

»Wow!« Mel hat eine weitere Kiste gefunden. »Da drin sind meine Diddl-Mäuse!«

»Tatsächlich? Zeig her.«

»Warte, sind das ... wirklich alle fünfzehn?«

»Wo ist die Braut?«

»Ich hatte nie die Braut. Du hattest die Braut.«

»Quatsch. Ich hatte die Ballerina.«

»War das nicht meine? Du hast sie dir mal ausgeborgt und nie wieder zurückgegeben.«

»Quatsch«, wiederhole ich, obwohl das durchaus plausibel klingt.

»Nix da Quatsch. Du hast immer noch Barbie-Klamotten von mir.«

Ich pruste los. »Das ist nicht dein Ernst.«

»Und ob! Das eine schöne Kleid mit den Puffärmeln?«

»Ach so, das.«

»Und den Muff?«

»Ich weiß beim besten Willen nicht, was du meinst.«

»Gib's doch wenigstens zu! Du hast dir ständig irgendwelche Sachen von mir geborgt und dann nie zurückgegeben.«

»Nenn mir *ein einziges* Beispiel, Mel.«

»Dominik.«

Das Strahlen verschwindet aus ihrem Gesicht, ganz langsam, als würde man eine Folie abziehen. Wünscht sie sich, sie hätte das nicht gesagt?

»Ich wollte dir schon immer erklären, wie –«, beginne ich, doch sie unterbricht mich.

»Ist schon gut. Das ist so lange her.«

»Aber wir haben nie wirklich darüber geredet.«

»Bist du deswegen hier? Um *darüber* zu reden?« Als ich nichts sage, wendet sie sich ab und zuckt mit den Schultern. »Schwamm drüber, Nina. Ganz ehrlich.«

Sie gibt die Diddl-Mäuse in die Kiste zurück.

Ich helfe ihr beim Verstauen der Fundsachen, dann gehen wir zurück nach unten, wo Gerda mit einem Schokokuchen auf uns wartet.

»Oh, vielen Dank, aber bitte nichts für mich«, sage ich, als sie mir ein besonders großes Stück geben will. »Ich versuche, mich gesund zu ernähren.«

»Immer noch die Sportskanone?« Mel lacht mit schokoladeverklebten Zähnen.

Ich bleibe den ganzen Tag, wir lachen, reden, schwelgen in Erinnerungen. Wir passen nach wie vor gut zusammen. Zwölf Jahre. Und immer dieser Zug. Der rattert und rattert und rattert. Ich frage mich, ob sie ihn ebenfalls hört, in den wenigen Momenten, wenn sie es wagt, still zu sein. Wenn ihr Blick in die Leere schweift und sie ganz kurz wirkt wie in Trance. Vielleicht denkt sie dann ebenfalls daran. An all die Jahre, die seitdem vergangen sind. Die wir verloren haben.

All die Jahre ohne einander.

## TOBIAS

*September 2006*

Als ich so auf dieser Matte sitze, erledigt und der Reinfluss des Tages, kommt mir der Gedanke, dass ich vielleicht nur deshalb so schlecht im Sport bin, weil ich es nicht gewohnt bin, mich zu bewegen. In Wien bin ich mit dem Bus zur Schule gefahren. Mein Klassenzimmer befand sich im Erdgeschoss, sodass ich nicht einmal Treppen steigen musste. Die Turnstunden waren ein Witz. Hier ist allein schon der Schulweg ein kleines Abenteuer.

Am Ende der Straße, in der wir seit knapp drei Wochen wohnen, befindet sich ein Tunnel, der unter der Bahnstrecke durchführt. Da muss man erst mal durch, danach plagt man sich einen kleinen, aber steilen Hang hinauf, von dem man anschließend in einen total verwilderten Kieselsteinpfad abbiegt, der etwa fünfzehn Minuten lang an der etwas höher gelegenen Bahnstrecke entlangführt. Irgendwann verbreitert sich der Weg und wird zu einer Schotterstraße, die zu einem alten, ehrwürdig aussehenden Haus hinter einem hohen Gartenzaun gehört. Bei der vermoderten Holzbank, die kurz darauf kommt, stehen meistens ältere Schüler und rauchen.

Zweimal haben mich ein paar Jungs bereits angepöbelt, als ich mich in aller Unscheinbarkeit an ihnen vorbeischleichen wollte. Ich glaube, die mögen es nicht, wenn man an ihnen vorbeischleicht. Papa sagt, ich soll mich wehren, falls sie es noch einmal machen. Mama sagt, ich soll es meinem Klassenvorstand sagen. Beides ist kompletter Blödsinn. Petzen würde es bloß schlimmer machen, und wehren, zum Teufel, wie soll

ich mich denn wehren, wenn diese Typen drei Meter größer sind als ich? Domi wäre die beste Verteidigung. Er ist auch groß und hat eigentlich vor nichts so richtig Angst. Außerdem ist er mindestens eine Stufe über diesen Vollidioten. Blöd nur, dass er sich einen Dreck darum kümmert, wer mich wo anpöbelt und warum. Er würde eher danebenstehen und die Show genießen. So viel zum Thema »Zusammenhalt unter Brüdern«.

Nach der Bank geht es um die Kurve und wieder ein Stück bergauf. Man kommt dann an dem Haus vorbei, in dem früher die Nonnen gewohnt haben. Ich weiß das nicht aus erster Hand, ich habe es nur irgendwo gelesen. In der Schulbroschüre womöglich. Die wird uns Neueinsteigern zu jeder sich bietenden Gelegenheit in die Hand gedrückt. Ich könnte einen Christbaum mit diesen dämlichen Broschüren schmücken. Gegenüber steht ein Häuschen mit Garten und Hühnerstall. Die Hühner fressen aber nicht aus der Hand. Wirklich nicht, ich habe es ausprobiert.

Von hier aus kann man dann schon das Schulgebäude hinter den Bäumen erkennen. Ein riesiges Ding. Der Kirchturm glänzt silbrig in der Sonne, und die alte Backsteinfassade ist voller Efeuranken, die jetzt, im Herbst, so rot sind wie bald mein Hintern, wenn ich noch länger hier herumhocke und Däumchen drehe.

Der Sportlehrer kommt mit strengem Gesicht über den Platz marschiert. Ich habe mir seinen Namen noch nicht gemerkt. Irgendwas mit T. Er sieht ganz wie ein Mann aus, dessen Name mit T beginnt. Terminator. Oder Troll. Richtig. Wie ein Troll, groß, wuchtig, ungnädig, seelenlos, hässlich, stinkend.

»Also«, beginnt er. Sein roter Trainingsoverall hat Schweißflecken an der Brust und unter den Achseln, seine ausgelatschten Turnschuhe riecht man auf drei Meter Entfernung. Er hat kein einziges Haar auf dem

Kopf, dafür umso mehr auf der Brust und auf den Armen. Und auch in der Arschritze, wie man jedes Mal sehen kann, wenn er sich bückt. »Ich glaube, du kannst wieder spielen. Hast wahrscheinlich nur einen blöden Schritt gemacht.«

»Aber der Knöchel tut wirklich weh.«

»Kannst du den Fuß bewegen?«

»Ja, schon.«

»Dann Abmarsch zurück aufs Spielfeld!«

Es geht um Handball. Ich hasse Handball, weil ich nicht werfen kann, und noch weniger kann ich verteidigen. Eigentlich bin ich in keiner Sportart so richtig gut. Das mit dem Knöchel habe ich bloß vorgetäuscht, um mich bei meiner ersten Turnstunde an der neuen Schule nicht zu blamieren. Der Troll dürfte meine Taktik durchschaut haben. Bin wahrscheinlich nicht der Erste, der es auf die Art versucht.

Ich stehe von der Hochsprungmatte auf, auf der ich mich die letzten fünf Minuten ausgeruht habe, und humple im Schneckentempo auf das Spielfeld zurück.

Der Sportplatz dieser Schule ist riesig. Es gibt zwei Tennisfelder, eine Laufbahn mit Weitsprungfeld, einen Beachvolleyballplatz, drei Hallen, einen Reiterhof und einen verdammt *Wald* gleich daneben, der fleißig für Ausdauerläufe – bei nahezu jedem Wetter – genutzt wird. Da die Schule auf einer Anhöhe liegt, überblickt man von hier aus das gesamte Tal, die Ortschaft und die Autobahnbrücke auf der anderen Seite. Ich kannte so etwas früher nicht. In Wien gibt es in Schulen keine Grünflächen, gelaufen wird in Hallen, gespielt wird in Fußballkäfigen mitten in der betonverseuchten Einöde. Als wir hierhergezogen sind, sagte Mama: »Du wirst dich sicher schnell an die neue Schule gewöhnen.« Ich frage mich, wie das gehen soll. Alle paar Minuten sehe ich etwas, das mich verblüfft.

Die Mädchen aus meiner Klasse sind beim Weitsprung, etwas weiter drüben machen die Mädchen einer der Abschlussklassen gerade Sechzig-Meter-Lauf. Man kann sehen, wie ihre Brüste unter den T-Shirts hüpfen. Eine prescht mit einem Wahnsinnstempo soeben über die Ziellinie. Ihre Sportlehrerin gibt voller Stolz die Zeit bekannt – acht Komma zwei Sekunden. Heilige Scheiße.

Ein Ball trifft mich hart am Oberschenkel.

»He, du da, Neuer! Spielst du jetzt wieder mit oder nicht?« Simon Irgendwas. Ich bin so schlecht im Namenmerken.

»Ich weiß nicht«, gebe ich zur Antwort, während ich vorsichtig meinen Fuß bewege. »Fest auftreten kann ich nicht.«

»Dann stell dich eben ins Tor! Kannst du gut fangen?«

Ich zucke mit den Schultern. Ich weiche dem Ball eher aus, als ihn zu fangen. Ist doch viel natürlicher so. Wenn etwas auf dich zugeflogen kommt, weichst du aus.

»Passt, dann bist du jetzt im Tor. Sag Rudi, dass er mit dir tauschen soll.«

Ich tausche mit dem Blondschoopf, der bisher im Tor stand, die Plätze. Das Spiel geht weiter. Zum Glück haben wir einige sehr gute Spieler in unserem Team, sodass sich der Großteil der Geschehnisse vor dem gegnerischen Tor abspielt. Ich habe Zeit, um weiter den Sechzig-Meter-Lauf zu beobachten. Das Mädchen mit der Hammerzeit steht am Zaun und trinkt aus einer Wasserflasche. Ich habe sie schon öfters auf dem Gang gesehen. Ich glaube, sie geht in die 8A. Sie ist groß. Sicher so eins achtzig. Und sie hat richtig schönes blondes Haar. Wirklich wahnsinnig schön. Wie aus einem Film. Oder einem Märchen ...

»Sag mal, geht's noch? Wach auf, du Vollpfosten!«

Und Tor. Nicht mal ausweichen musste ich. Der Ball fliegt rein und federt in hohem Bogen wieder aus dem Netz zurück, direkt in Simons Hände. Er sieht aus, als wolle er mich mit nur einem Fußtritt in den Boden stampfen. Aber das macht er nicht. Stattdessen holt er aus und donnert mir den Ball mit voller Wucht ins Gesicht.

Ich stöhne auf, und aus meiner Nase schießt das Blut. Schmerz explodiert in meinem Kopf und breitet sich rasend schnell in meinem ganzen Körper aus.

Jetzt kann ich wirklich nicht mehr spielen. Aus meiner Sicht ist das absolut unmöglich.

»Oh shit!«, ruft Simon.

»Hier, drück dir das fest auf den Nacken. So ist's gut. Und jetzt den Kopf nach unten halten. Genau so.«

Also eines ist klar: Der Troll stinkt aus unmittelbarer Nähe sogar noch widerlicher. Es ist ein Wunder, dass er sich mit seiner fetten Bierwampe überhaupt so weit zu mir nach unten beugen kann, ohne von seinem eigenen Körpergewicht nach vorn gezogen zu werden. Nachdem er mir ein Taschentuch für meine blutende Nase gegeben hat, richtet er sich auf und betrachtet mich wie die Scherben seiner Zukunft.

»Ich ruf deine Eltern an, damit sie dich abholen.«

»Muss das sein?«, frage ich. Wenn ich jetzt auch noch von meiner Mami abgeholt werde, bin ich bei den anderen endgültig unten durch. »So schlimm ist es nicht, wirklich.«

»Ich lass dich so aber nicht mehr weiterspielen. Deine Eltern sollen dich abholen.«

»Die sind aber beide arbeiten. Mein Bruder kann mich abholen!«

Die mit Schweißperlen benetzte Stirn runzelt sich.

»Wie alt ist der denn?«

»Achtzehn. Er geht in die 8B. Er kann mich mitnehmen, ist sicher kein Problem! Ich glaube, er hat nach dieser Stunde aus.«

»Na schön, ich werde einem seiner Lehrer Bescheid geben, dass er herkommen soll.«

Ich atme erleichtert durch.

Der Troll schleppt seinen zentnerschweren Körper vom Spielfeld, während Simon mit seinen Kumpels beim Tor steht und in meine Richtung starrt. Er hat sich zwar entschuldigt, aber ehrliche Reue sieht anders aus. Für diesen Vorfall wird er noch mächtig Anschiss kassieren. Ich will mir keine Gedanken darüber machen, auf wie viele Dezimalstellen er sich gerade ausrechnet, wie er mir das Leben hier in Zukunft zur Hölle machen kann. Ich lasse bloß den Kopf hängen und bete, dass er bald aufhört zu dröhnen. Da breitet sich ein graziler Schatten über mir aus. Als ich gequält hochblinze, steht die blonde Achtklässlerin vor mir und hält mir ihre Wasserflasche hin.

»Das sieht übel aus«, kommentiert sie meinen Anblick. »Kannst froh sein, dass deine Nase nicht gebrochen ist.«

Sie wartet. Ich weiß nicht, worauf. Wahrscheinlich auf eine Antwort. Ich habe vergessen, wie man redet. Ganz plötzlich habe ich keine verdammte Ahnung mehr.

»Sind die Burlis dort deine Freunde?« Sie schaut rüber zu Simon und Co. Ich schüttele den Kopf. »Kleine Pisser. Soll ich rübergehen und sie verprügeln?«

Meint sie das ernst? Ich überlege, was ich tun soll – sie nicht so anzustarren wäre bestimmt ein Anfang. Gerade als ich glaube, mich gefangen zu haben, geht sie vor mir in die Hocke und hebt mein Kinn ein Stück an.

»Lass mal sehen. Nö, ist sicher nichts gebrochen. Aber geblutet hast du ganz schön stark. Vielleicht solltest du nachher zum Arzt gehen.«

Ich kann ihr direkt in den Ausschnitt glotzen. Sie trägt eines dieser engen Sporttops, die die ganze Masse unnatürlich nach oben pressen. Ich kann nicht wegsehen. Es ist einfach zu viel da. Ich schlucke, und sie beginnt zu grinsen. Sie hat blaue Augen. Auf meiner Brust parkt ein Panzer.

»Du bist neu an der Schule, stimmt's?«

»Ja.«

»Du wirst es überleben.« Sie zwinkert, und ich frage mich, ob sie die Schule oder meine Verletzung meint.

»Nina?« Eines der anderen Mädchen ruft nach ihr.  
»Du bist wieder dran!«

»Komme schon!« Sie steht auf und wirft sich ihren langen blonden Pferdeschwanz über die Schulter, der ihr beim Hinknien nach vorn gerutscht ist.

Ich will ihr die Flasche zurückgeben, die ich bisher wie der reinste Volltrottel unbewegt in der Hand gehalten habe. Sie winkt ab und geht zurück zu den anderen.

Nina.

Sie heißt also Nina.

## NINA

*Oktober 2019*

Ich stehe am Herd und koche Reisnudeln in einem Topf, während meine Mutter ihre Teesorten auf dem Küchentisch sortiert. Kräutertee, Grüntee, Holunder, English Breakfast, Earl Grey, Melisse, Zitrone, Zitrone, Zitrone. Für jede Stimmung ein Tee. Sie macht mich wahnsinnig damit.

Mein Vater ist arbeiten, nur sie und ich sind da. Es war die einfachste Lösung, für die Dauer meines Aufenthaltes in mein altes Zimmer zu ziehen. Dass ich seit Jahren auf meine Ernährung achte, kümmert sie nicht. Sie würde mit einem frischen Stück Pizza vor meiner Nase herumfuchteln, um mich zu provozieren. Keine fünf Minuten gehen vorbei, ohne dass wir uns streiten. Es ist das älteste Spiel der Welt. Auf absurde Weise freut es mich, dass ich es nicht verlernt habe. Alte Gewohnheiten rosten nicht. Oder so ähnlich.

»Du solltest mal wieder ein Peeling machen. Deine Haut sieht aus wie ein Minenfeld.«

Ich rühre gelassen im Topf. »Wann kommt Papa heute nach Hause?«

»Am Abend. Ich mache Schnitzel, isst du auch eins?«

»Ich koche hier gerade mein eigenes Essen, wie du nur unschwer erkennen kannst.«

»Das kann man doch nicht Essen nennen. Was soll das sein? Spaghetti? Sieht ungesund aus.«

»A: Es ist sogar sehr gesund. Und B: Ich mag es, also lass mich.«

»Lass danach nicht wieder das ganze schmutzige Geschirr stehen. Gestern herrschte in der Küche das reinste

Chaos. Überall Töpfe und angebrauchte Messer! Wenn es in deiner Wohnung genauso aussieht, dann wundert es mich nicht, dass du keinen Mann hast.«

»Was für schmutziges Geschirr?«

»Na gestern! Überall, die ganze Küche war verdreht. Fast einunddreißig Jahre alt, und man muss dir immer noch hinterherputzen.«

Die Blechbox fällt mir ein. Die ist jetzt nicht mehr im Kofferraum, sondern unter meinem Bett. Dort, wo Mama nie hinsieht. Selbst früher nicht, als sie noch allen Grund dazu gehabt hätte. Offenbar denkt sie, die Geheimnisse ihrer Tochter seien nicht die Kniebeuge wert, die sie sich für einen Blick unters Bett antun müsste.

Nein, die Box bleibt noch verschlossen. Deswegen habe ich sie nicht mitgenommen.

»Nina, ich spreche mit dir. Lass hinterher nicht wieder das schmutzige Geschirr stehen.«

»Ich lasse nie irgendwas stehen.«

»Erzähl hier keine Lügen. Schon als du klein warst, musste ich hinter dir herräumen.«

Ich hole ein Glas aus der Kredenz und fülle es bis zum Rand mit dem Rotwein, der auf dem Tisch steht.

»Seit wann trinkst du?«, fragt sie.

»Seit genau diesem Gespräch.«

»Gib gefälligst nicht so blöde Antworten!«

Ich nehme einen großen Schluck und rühre weiter in meinem Topf.

Mama schaut zurück auf die Teebeutel. »Dein Handy hat vorhin vibriert.«

»Das war Mel. Sie möchte sich heute mit mir treffen.«

»Sie ist so komisch geworden. Nimmt die nicht irgendwelche Drogen?«

»Sie muss Medikamente nehmen wegen ihrer Psyche.«

»Immer noch? Hat sie deswegen keinen Job und hockt wie ein Kleinkind bei ihrer Mutter herum?«

»Du kannst sie ja fragen, wenn du sie das nächste Mal siehst.«

»Die war schon immer so empfindlich. Sie sollte diese Sache endlich vergessen. Bringt doch nichts, sich wegen etwas fertigzumachen, das vor so langer Zeit passiert ist.«

»Ich glaube nicht, dass sie es absichtlich macht, Mama.«

»Leute wie sie, die wollen doch nur Aufmerksamkeit.«  
Alle Teebeutel sind in die Schächtelchen gepackt. Mama steht auf und gibt die Schächtelchen zurück ins Regal.  
»Werd hier mal langsam fertig, ich muss dann kochen.«

»Aber für mich nichts, nicht vergessen.«

»Typisch. Da will man dir eine Freude machen, und du lässt es einfach nicht zu. Wenn ich nur daran denke, wie viele Stunden ich früher in der Küche gestanden bin, nur damit du etwas Warmes im Bauch hast, wenn du von der Schule nach Hause kommst! Und wehe, man hat versucht, dir Gemüse vorzusetzen. Da gab es stundenlang Gezeter. Und jetzt verschmähst du meine Schnitzel wegen ... wegen diesem glitschigen Zeug da drin.«

Sie beugt sich abschätzig über den Kochtopf. Ein Handgriff, und die Sache wäre erledigt. Nach einem Schwall kochendem Wasser über den Kopf erzählt niemand mehr doofe Geschichten. Ich schiebe den Gedanken beiseite. Sie hat wahrscheinlich bloß wieder ihre Pillen überdosiert. Das kommt leider vor.

Fünfzehn Minuten später ziehe ich mich mit meinen dampfenden Reismudeln, einer Portion Quinoa mit Avocado und drei selbst gerollten Makis in mein Zimmer zurück und versperre die Tür, als wäre ich immer noch der Teenie, der vor zwölf Jahren aus diesem Kaff abgehauen ist. Es war mir hier einfach zu voll. Die

Bäckerin an der Ecke kannte mich beim Namen. Eltern von Klassenkollegen grüßten mich auf der Straße. Man traf die Deutschprofessorin beim hiesigen Supermarkt, oder der Mann aus der Bankfiliale fragte, wie der Urlaub in Kärnten gewesen sei. Eine furchtbar beengte Welt, in der ich am Schluss einfach keine Luft mehr bekam.

Mein Zimmer war mein Zufluchtsort. Der eine weiße Fleck auf der Landkarte, den niemand außer mir und Mel erreichen konnte. Hier drin tuschelten wir über den ersten Schwarm, den wir hatten. Wir probierten heimlich Alkohol und Joints aus und übten an meinem Dildo, wie man ein Kondom überzieht. Gerda hätte solche Eskapaden niemals erlaubt. Wir mussten das alles bei mir machen, im Schutz einer gleichgültigen Mutter und eines viel beschäftigten Vaters.

Mama pflegt das Zimmer seit meinem Auszug, doch einige Dinge hat sie wohl weggeworfen. Meine Johnny-Depp-Poster an den Wänden und die Sammlung kleiner Figuren aus Überraschungseiern. Aber die Bong im Kasten ist noch da. Gut verpackt in einem Schuhkarton, auf dem »Physik 7. Klasse« steht. Manchmal glaube ich, meine Mutter ist dumm. Die Medikamente haben ein paar ihrer Gehirnzellen abgetötet. Das wäre die plausibelste Erklärung für dieses absolute Desinteresse an meinem Leben.

Mit einer angebissenen Maki-Rolle gehe ich ans Fenster und mache es ein Stück auf. Kühle Regenluft strömt ins Zimmer. Gleich auf der anderen Straßenseite wohnt Tobi mit seiner Mutter. Sie haben das Haus neu gestrichen und die Hecke vor dem Zaun gestutzt. Früher war sie so hoch, dass man bloß die obere Fensterreihe sehen konnte. Dominiks Zimmer ist dunkel. Natürlich ist es das.

Ich schaue die schmale Gasse hinauf, die zu den Bahngleisen führt. Irgendjemand sagte mir einmal, der Zug sei schuld gewesen. Weil diese modernen Loks so

verflucht leise sind. Man hört sie nicht kommen. Aber man sieht sie. Verdammt noch mal, man muss sie doch kommen sehen.

Ich schließe das Fenster und ziehe die Vorhänge zu. Auf dem Bett, das Mama mit meiner uralten Lady-Lockenlicht-Bettwäsche überzogen hat, liegt mein Handy. Ich habe Mel bisher nicht geantwortet, was unser Treffen heute betrifft. Ich war mir nicht sicher, ob ich so kurz nach unserem Wiedersehen ein weiteres Gespräch aushalte. Die Eindrücke müssen doch erst verarbeitet werden, die Gefühle müssen sich setzen. Eigentlich wollte ich heute überhaupt nicht mehr außer Haus gehen, weil es schon wieder regnet und in diesem Kaff bei Schlechtwetter ohnehin nichts los ist. Aber eine Sache möchte ich von Mel nun wissen.

Ich antworte ihr per WhatsApp:

*Tut mir leid, meine Eltern möchten heute Abend mit mir essen. Wir können uns morgen sehen. Aber könntest du mir Tobis Nummer geben?*

Kurz darauf kommen eine verständnisvolle Antwort und die gewünschte Nummer.

Ich setze mich aufs Bett, wähle die Nummer und lausche gespannt dem Piepen auf der anderen Leitung. Er wird nicht mit mir rechnen. Wahrscheinlich weiß er überhaupt nicht, dass ich hier bin. Das Piepen geht weiter. Er hebt nicht ab.

»Verflucht.« Ich lege auf, beiße auf meine Lippe, die sich irgendwie taub anfühlt. Auf einmal wirkt alles ein wenig diffus. Mein Herz klopft, dabei war es nur ein Anruf. Vielleicht ruft er ja zurück.

Während ich warte, kommt mein Vater nach Hause. Ich höre den Motor seines alten Toyotas, als er in die Einfahrt einbiegt. Als ich aus dem Fenster schaue, holt er gerade ein paar Einkäufe aus dem Kofferraum und winkt mir auf dem Weg zum Hauseingang lächelnd zu.

Armer Papa. Schon immer dachte er, alles sei perfekt; dass die Freundlichkeit und die Ruhe einfach so weitergehen, wenn er aus der Tür heraus ist und ich mit Mama allein bin.

Der Witz ist: Er und Mama sind immer noch zusammen. Trotz der ganzen Scheiße. Sie sind nicht geschieden wie Mels Eltern. Oder wie Tobis Eltern. Einige wenige Male hat Dominik über die Krise seiner Eltern gesprochen. Das war kein Thema, das er allzu sehr vertiefen wollte. Ich weiß nicht, vielleicht hat er mit Mel ja mehr darüber geredet. Das mit uns, das war nicht so auf Gesprächen aufgebaut. Wir hatten was anderes. Keine Ahnung, was wir hatten. Aber es war nicht gut. Für keinen von uns.

Ich hocke mich auf den Boden und hole die Box unter dem Bett hervor. Ein hässliches, unscheinbares Ding. Grün wie Kotze. Aber es ist schwer. Wer es hochhebt, ahnt womöglich sofort, was drin ist. Obwohl der Gedanke schon sehr absurd ist. Mit den Fingerspitzen streiche ich über die Kanten, öffne den Deckel ein Stück und lasse ihn wieder fallen, ehe das Innere zum Vorschein kommt.

Ich werde mich an den Plan halten. Ohne Plan wird alles sehr schnell vorbei sein. Und vielleicht wird sich der Plan ja auch ändern. Ich schiebe die Box zurück in ihr sicheres Versteck. Dahin, wo sie keinen Schaden anrichtet.

*April 2019*

Es ist zwei Uhr morgens. Alle schlafen.

Nein, nicht alle. Es gibt welche, die so sind wie ich. Schlaflose, Nachtenten oder schlicht und ergreifend

Verrückte. Man glaubt gar nicht, wie viele wir sind. Meistens treffen wir uns dort, wo es sonst niemanden hinzieht, heruntergekommene Fabrikgebäude, Friedhöfe, Hinterhöfe. Ich weiß. Wie klischeehaft. Es ist auch nicht immer so. Hin und wieder tut es auch eine Bar. Wenn die Nacht still ist und die Straßen leer. Wenn alle denken, es passiert nichts mehr. Dann passiert in der Regel am meisten. Blitz und Donner, Mord und Totschlag. Man wird schnell ein bisschen wahnsinnig bei dieser Dunkelheit. Das hat die Nacht leider so an sich. Sie ist ein riesiges, träges Tier, in dessen Speckfalten wir uns verkriechen. Man muss aufpassen, nicht zermalmt zu werden, wenn sie sich wälzt und streckt, sich ausdehnt und wieder in sich zusammensinkt. Die Nacht interessiert es nicht, wen sie unter sich begräbt. Doch hat man erst ein lauschiges Plätzchen gefunden, möchte man nirgendwo anders mehr sein.

In einer dieser Bars arbeite ich. Ich bin Kellnerin und manchmal auch für die Musik zuständig. Seit gestern haben wir einen neuen Barkeeper. Sein Name ist Manuel. Ich glaube, er macht sich nicht viel aus der Nacht. Ich sehe es in seinen Augen. So blau wie der Himmel bei Tag. Als hätte er ihn schon tausendmal gesehen, diesen klaren blauen Himmel voller Luft und nichts sonst. Mein Haar ist heute genauso blau. Ich wechsle die Perücken je nach Tagesverfassung, genau wie meinen Namen. Das ist die sicherste Methode, um in diesem Job keine Probleme zu bekommen. Du spielst eine Rolle.

»Und wie heißt du?«, fragt Manuel zum zweiten Mal.

»Nina. Manchmal auch Tina. Oder Sina. Aber nenn mich Nina.«

»Zu dir muss ich also kommen, wenn sich ein Gast schlecht benimmt.«

»Das ist korrekt. Zeig einfach auf ihn, und ich erledige das.«

- »Ist ja nicht so viel los heute. Ist das normal?«
- »Donnerstags tut sich selten was.«
- »Wo ich früher gearbeitet habe, war um zwei meistens schon Feierabend.«
- »Warum bist du von dort weg?«
- »Hab mich mit den Kollegen nicht verstanden.«
- »Auf wie alt schätzt du den dort drüben?«
- »Wen?«

Ich zeige auf den Jungen auf der Treppe. Er ist mir bereits vor einer Weile aufgefallen. Er hält eine Bierflasche in der Hand und schaut mich quer durch den Raum hinweg an. Er kommt mir verloren vor. Und viel zu jung.

Manuel stutzt. »Sieht mir fast nach einem Minderjährigen aus.«

»Und was machen wir hier mit Minderjährigen?«

»Wenn ich dich so anschau, würde ich sagen, wir essen sie.« Er wartet auf ein Lachen und muss sich mit einem allzu müden Blick zufriedengeben. »Wie ist der überhaupt hier reingekommen?«, fragt er.

»Das frag ich mich auch. Halt hier mal kurz die Stellung.« Ich lasse Manuel hinter der Bar allein und gehe auf den Jungen auf der Treppe zu.

Unterwegs halte ich Ausschau, ob er Freunde dabei hat. Irgendwelche Gleichaltrigen, die sich in den finsternen, nach Bier und Kotze stinkenden Ecken tummeln und im Schutz der Menge bisher unentdeckt geblieben sind. Nichts zu sehen. Ich muss den Kleinen von hier wegbekommen. Das ist kein gesundes Pflaster für Welpen. Ich meine, ich mag diese Bar. Sie ist quasi mein Herz. Mein dunkles, versifftes, immerzu vollgeräumtes Baby, das ich selbst dann noch lieb habe, wenn es mir den letzten Nerv raubt. Aber um diese Uhrzeit muss man aufpassen.

Ich deute Richtung Ausgang und dann auf meine

Armbanduhr. Als der Junge merkt, dass ich ihn meine, erwacht er aus seiner Starre und startet einen ungeschickten Versuch, sich auf die Beine zu stellen.

»Okay, langsam, langsam.« Ich bekomme seinen Arm zu fassen, kurz bevor er umkippt. »Wie viel hattest du schon? Kannst du mir sagen, wie du heißt?«

Er blinzelt, wirft einen ratlosen Blick durch den Raum. Ich bringe ihn dazu, sich wieder hinzusetzen.

»Schau mich bitte mal an«, sage ich.

Ein großes blaues Augenpaar glotzt mir stumpfsinnig ins Gesicht. Die Pupillen sind ein Stück erweitert, doch ich glaube nicht, dass er was genommen hat. Er ist einfach nur sturzbesoffen.

»Kann ich mal deinen Ausweis sehen?«

Er grinst nur, nuckelt an seiner Bierflasche und seufzt enttäuscht, als er merkt, dass sie längst leer ist.

»Minderjährige dürfen hier nicht rein. Ich muss dich bitten, den Club zu verlassen.«

»Ich bin nicht minderjährig, und das weißt du genau.«

»Geburtsjahr?«

»Was?«

»Dein Geburtsjahr!«

»Ach komm.«

»Wenn du mich fragst, hattest du genug Spaß für heute. Zeit zum Schlafengehen.«

Ich möchte ihn auf die Beine zerren, aber er wehrt sich immens. Ich will keine Szene, also lasse ich wieder von ihm ab. Zur Not wird unser Security Max die Sache erledigen. Ich habe mich eben nach dem großen Kerl umgesehen, da tippt mir der Junge auf die Schulter.

»Ich mag deine Haarfarbe. Seit wann hast du die?«

»Schon immer. Bin so auf die Welt gekommen.«

Er überdenkt das überaus gründlich und scheint zu dem Schluss zu kommen, dass ich nicht ganz ehrlich

war. »Wieso steht da Tina auf deinem Namensschild?«, will er wissen.

»Weil ich so heiÙe.«

»Ach so?«

»Na los, mach's mir nicht so schwer. Ich bring dich zum Ausgang.«

»Blaue Haare und *Tina*.« Er stößt verächtlich die Luft aus und schüttelt den Kopf.

Es gelingt mir, ihn von der Treppe wegzuziehen. Er schwankt ein wenig, seine Augen suchen nach einem Fixpunkt und finden schließlich mein Gesicht. Er lächelt, und für einen winzigen Moment kommt er mir bekannt vor.

»Tina also«, lallt er. »Tina mit den blauen Haaren. Na schön. Ich ... ich muss dir was sagen.«

»Spar dir deine Kräfte für die Heimfahrt, Kleiner.«

»Nein, es ... es ist wichtig. Ich muss es dir jetzt sagen. Ich muss ...«

Weiter kommt er nicht mehr. Er beugt sich vornüber und kotzt mir mit voller Wucht aufs Dekolleté. Aber zumindest bleibt er dabei aufrecht.